

Zentrum und Peripherie

ALOIS HAHN

Die Differenz von ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹ gehört zu den wichtigsten Formen von sozialer Differenzierung. Neben der segmentären, der stratifikatorischen und der funktionalen hat sie immer eine bedeutende Rolle gespielt. Niemals freilich als alleinige. Vielmehr hat man sie als ergänzende, zusätzliche Form zu betrachten. Bereits in segmentär differenzierten Gesellschaften kann es zu Zentrenbildungen kommen. Gerade die Umwandlung segmentärer Gesellschaften zu Hochkulturen verläuft oft über diesen Weg. Für Hochkulturen (also das, was mit Luhmann heute zumeist als ›stratifikatorisch‹ differenzierter Typ von Gesellschaft bezeichnet wird), ist die Differenz zwischen Zentrum und Peripherie höchst relevant. Ein großer Teil der Herrschaftssoziologie Webers z.B. befasst sich mit der Problematik, wie große Reiche, seien sie nun patrimonial oder feudal verfasst, die zentripetalen Tendenzen der Peripherie bändigen können.

Im Einzelnen führt Weber u.a. folgende Strategien des patrimonialen Zentrums vor, sich gegen Appropriationen der Ämter seitens der Peripherie zu sichern: regelmäßige Bereisung der Peripherie durch das Zentrum, Geiselnahmen, Institutionalisierung der Pflicht zu regelmäßigen Besuchen des Zentrums für auf Außenposten residierende Beamte (auch jetzt noch in der katholischen Kirche: ›ad limina-Besuche‹), die obligatorische Einstellung von Beamtenöhnen in den Hofdienst, Besetzung von Stellen mit Verwandten des Herrn, kurzfristige Amtszeiten, Verwendung von Zölibatären, Überwachung der Peripherie durch geheime Spione oder offizielle Kontrollbeamte, Schaffung konkurrierender Amtsgewalten innerhalb des gleichen Bezirks, Wahl der Beamten aus disprivilegierten Schichten (Hörigen, Ausländern) und schließlich (in China) Examen und Führungszeugnisse (vgl. Weber 1956). Grundsätzlich gilt freilich nach Weber für vor-moderne Reiche, dass für die Überwindung der zentripetalen Tendenzen strukturelle Garantien nicht existieren. Die Zentren bleiben, was die Siche-

rung ihrer Zentralität anbetrifft, in einer prekären Situation und hängen daher stets von kontingenten persönlichen Kompetenzen des Herrschers ab:

»Auf dem Boden dieser Verwaltungsstruktur ist daher in einem spezifisch hohen Grade die rein *persönliche Befähigung* des Herrn, seinen Willen zur Geltung zu bringen, absolut entscheidend für das stets labile Maß von realem Gehalt seiner nominalen Macht. Insoweit mit Recht hat man die ›Mittelalter‹ die Zeitalter der Individualitäten genannt« (Weber 1956: 613).¹

Das Konzept von »Hochkultur« in F.H. Tenbrucks ›Geschichte und Gesellschaft‹ (1986: 297ff.) beschreibt diesen Typus von Gesellschaft geradezu aus der Spannung von lokaler Peripherie und überlokaler Zentralität. In diesem Kontext ist selbstredend auch die Frage wichtig, welche Rolle zentrumsferne Grenzen spielen. Vor allem seit dem 19. Jahrhundert taucht der Gegensatz vor allem als Differenz von ›Zentrum‹ und ›Provinz‹ auf. Die Provinz wird als eine zwar periphere, aber doch nur durch ihren Gegensatz zum Zentrum beschreibbare Lebensform verständlich. Hier haben nicht nur Soziologen Analysen vorgelegt. Ein großer Teil der Romanliteratur des 19. Jahrhunderts ist dieser Frage gewidmet. Für den französischen Bereich denke man etwa an die Romane von Flaubert, für den russischen an Tschechow. Wichtige Einsichten in diese Zusammenhänge finden sich bei Bourdieu. Dabei wird zusätzlich sichtbar, dass das Konzept aufhört, rein lokal aufgefasst zu werden. Der soziologische Begriff des »Feldes«, den Bourdieu zum Mittelpunkt seiner Differenzierungstheorie macht, bietet sich auch an, die Spannungen zwischen Zentren und Peripherien von Feldern zu erforschen und die dazu gehörigen Dynamiken zu analysieren. Wo lägen z.B. die Zentren des Universitätssystems? In der Systemtheorie Luhmanns taucht die Differenz zunächst durchaus auch im räumlichen Sinne auf. Im Spätwerk bekommt das Begriffspaar aber eine neue theoretische Dimension. Es wird nunmehr auf die funktional ausdifferenzierten Subsysteme angewandt. Zentren sind jetzt die für die Selbstreproduktion der Systeme dominanten Organisationen, für die Wirtschaft z.B. die Zentralbanken, für das Recht das Verfassungsgericht usw.²

Dabei wird nicht zu übersehen sein, dass die Dichotomie Zentrum/Peripherie noch einmal auf sich selbst anwendbar ist: Auch innerhalb des Zentrums gibt es die Differenz von Zentrum und Peripherie. Man könnte also unterscheiden zwischen dem Zentrum des Zentrums und der Peripherie des Zentrums, die nicht verwechselt werden dürfte mit der eigentlichen Peripherie. Das gilt sowohl für die räumliche Konzeption des Begriffspaares als auch für die ›systemische‹, in der die Organisationen das Zentrum von Systemen bilden. Denn natürlich gibt es auch Zentren von Organisa-

1 Siehe dazu auch meine eigenen Überlegungen zu schwachen Zentren in Hochkulturen (Hahn 2001).

2 Und dieser Thematik wird dieser Beitrag vor allem nachgehen.

tionen und Peripherien von Organisationen innerhalb der Organisationen selbst.

Die Spannung zwischen Zentrum und Peripherie lässt sich immer auch als vertikales Gefälle vorstellen. Im Zentrum spielt sich das eigentlich Entscheidende ab. Die Peripherie stellt insofern lediglich den Abglanz des Zentrums dar. Aus der Perspektive der Provinz wird die Hauptstadt einerseits verklärt, zum mythischen Sehnsuchtsort (man denke etwa an Emma Bovarys Vorstellung von Paris), aber andererseits auch zur Sphäre des Irrealen: Der Himmel ist hoch, und der Zar ist weit. Solange die Fiktion der Korrespondenz zwischen Zentrum als Exzellenz und Peripherie als Abglanz wirksam bleibt, lässt sich das Schema als Modell für Karrieren nützen: Man beginnt in der Peripherie und steigt dann auf ins Zentrum. Eine zunächst horizontal gedachte Metapher füllt sich mit hierarchischem Sinn. Aber auch hier gibt es immer wieder die Umwertung der Werte. Das Zentrum kann zum symbolischen Ort der Dekadenz werden. Nur in der Peripherie kann dann die Regeneration gedeihen. Die Erlösung kommt aus der Wüste oder wenigstens nicht aus Rom, sondern aus Wittenberg.

Nimmt man noch einmal die Luhmannsche Idee von den Organisationen als Zentren funktional ausdifferenzierter Subsysteme auf, so zeigt sich, dass ›periphere‹ Kommunikation die alltägliche Selbstreproduktion des Systems trägt. Jede Zahlung reproduziert Wirtschaft, jede Fiebermessung das Gesundheitssystem. Die Selbstthematisierung der Subsysteme vollzieht sich aber in den Zentren. Soweit dort überhaupt periphere Kommunikation wahrgenommen wird, erscheint sie als ›Aberglaube‹ (in der Theologie), als ›Populärwissenschaft‹ (in der Wissenschaft), als ›Laien-theorie‹ (z.B. in der Medizin), also als Defizit, das aber insofern die Zentralkommunikation nicht indifferent lassen kann, als die kommunikative ›Inanspruchnahme‹ des Zentrums von Entscheidungen innerhalb der Peripherie abhängt. Ob man zum Arzt geht, hängt nicht vom Arzt ab. Oder doch nur insoweit, als ›der Arzt‹ auch in der Peripherie präsent ist. Zwischen Zentrum und Peripherie finden deshalb regelmäßig ›Missionierungen‹ statt. Der Erfolg hängt aber von der ›Akzeptanz‹ bei den Laien ab. Diese freilich sind sich in der Regel ihres Laienstatus bewusst und folglich lernwillig im Rahmen ihrer Verstehenskompetenz. Aber ähnlich wie im Falle der Spannung zwischen Zentrum und Provinz gibt es auch im Falle der Spannung zwischen Experten und Laien immer wieder ein generalisiertes Misstrauen gegenüber den ›Kompetenzzentren‹. Das hängt nicht zuletzt mit dem zusammen, was Weber als »Entzauberung« beschrieben hat: Die Wissenschaften können bestimmte Nachfragen gar nicht erfüllen, die ihre Klientel erwartet: Sinngebung z.B. So bilden sich in den Subsystemen eigentümliche ›illegitime‹ Zentren aus, die mit Weisheiten hausieren gehen, die in den ›eentlichen‹ Zentren nicht hoffähig, nicht einmal diskursfähig wären.

Ein anderer Zugang zum Zentrum/Peripherie-Problem findet sich bei Immanuel Wallerstein. Ähnlich wie Luhmann geht auch er von einer ›Weltgesellschaft‹ aus. Wallerstein spricht vom »modern world-system«, das sich mit Europa als Zentrum nach mittelalterlichen Vorstufen seit Beginn der Neuzeit als kapitalistische Weltökonomie etabliert habe. Es unterscheidet sich insofern von dem, was etwa bei Eisenstadt unter dem Begriff »Empire« firmiert:

»The term ›empire‹ has normally been used to designate a political system encompassing wide, relatively high centralized territories, in which the center, as embodied both in the person of the emperor and in the central political institutions, constituted an autonomous entity. Further, although empires have usually been based on traditional legitimation, they have often embraced some wider, potentially political and cultural orientation that went beyond that of any of their component parts« (Eisenstadt 1968: 41).

Ein Weltsystem im Sinne Wallersteins ist demgegenüber kein politisches, sondern ein ökonomisches System, wie Wallerstein in ausdrücklicher Abgrenzung zu Eisenstadts Begriff eines »Empire« definiert:

»It is an economic, but not a political entity, unlike empires, city-states and ›nation-states‹. It is a ›world‹-system, not because it encompasses the whole world, but because it is larger than any juridically-defined political unit. And it is a ›world-economy‹ because the basic linkage between the parts of the system is economic, although this was reinforced to some extent by cultural links and eventually [...] by political arrangements and confederal structures« (Wallerstein 1974: 15).

Während die vormodernen Reiche indessen höchst instabil waren, blieb der Kapitalismus als Form des modernen ökonomischen Weltsystems über 500 Jahre bestandsfähig, ohne jemals einen Weltstaat auszubilden.³

Und gerade diese Besonderheit wird von Wallerstein als Moment der Stabilität des Kapitalismus angesehen. Eine dritte Form neben ›Reichen‹ und einem kapitalistischen System ohne Weltregierung wäre natürlich ein

3 Zumindest in dieser Hinsicht analog auch die Luhmannsche Konzeption von moderner Weltgesellschaft, die eines Weltstaates gerade nicht bedürfe. Allerdings denkt Luhmann sich die Weltgesellschaft gerade nicht als ein rein ökonomisches System im Sinne des Weltkapitalismus und den von im erzeugten Zentrum-Peripherie-Hierarchien. Alle Funktionssysteme sind hier weltgesellschaftlich verfasst, ohne dass man von der leitenden Dominanz eines Systems sprechen könne. Es ist natürlich nicht zufällig, dass Wallerstein als einen Ahnen für die Theorie der Weltgesellschaft Karl Marx bemüht, der bei Luhmann selbstredend nicht als Kronzeuge firmiert. Vgl. hierzu Luhmann (1971).

sozialistischer Weltstaat. Aber der bleibt einstweilen eine Gedankenkonstruktion.⁴

Im Kontext unseres Themas ist nun wichtig, dass Wallerstein für das ökonomische Weltsystem nicht davon ausgeht, dass es sich hier gewissermaßen um eine neue Form von Reichen handelt. Im Gegenteil! Trotzdem unterstellt er auch für dieses Weltsystem als wesentliche Form der Differenzierung jene zwischen Zentrum und Peripherie, wobei er diese noch einmal von dem unterscheidet, was er »Semiperipherie« nennt. Zwar ist für Wallerstein ein ökonomisches Weltsystem nicht ohne Arbeitsteilung möglich. Sie ist vielmehr die eigentliche Basis für dieses System. Aber funktionale Differenzierung nimmt im Kontext von Weltökonomie immer auch die Form geographischer Differenzierung an. Arbeitsteilung und die Differenz zwischen geographisch verstandener Unterschiedlichkeit von Zentrum und Peripherie bedingen einander im System des Weltkapitalismus. Mit der zunächst ja nur funktionalen Differenzierung verbinden sich eben auch vertikale oder hierarchische Unterschiede, die dann nicht nur in Klassenunterschieden in den Zentren des Kapitalismus kombiniert sind, sondern auch in einer Schichtung zwischen begünstigten zentralen und unterworfenen Peripherien.⁵

Im Zentrum dieses Systems stehen zunächst die sonst auch als »Mutterländer des Kapitalismus« bezeichneten europäischen Staaten, die eigentlichen Profiteure dieser internationalen Arbeitsteilung zwischen Zentrum und Peripherie,

»[...] the advantaged areas of the world-economy [...] the core-states. In such states, the creation of a strong state machinery coupled with a national culture, a phenomenon often referred to as integration, serves both as a mechanism to protect disparities that have arisen within the world-system and as an ideological mask and justification for the maintenance of these disparities« (Wallerstein 1974: 349).

4 »[...] a peculiarity that is the secret of its strength. This peculiarity is the political side of the form of economic organization called capitalism. Capitalism has been able to flourish precisely because the world-economy has had within its bounds not one but a multiplicity of political systems. [...] The only alternative world-system that could maintain a high level of productivity and change the system of redistribution would involve the reintegration of the levels of political and economic decision-making. This would constitute a third possible form of world system, a socialist world government« (Wallerstein 1974: 384).

5 »We have defined a world-system as one in which there is extensive division of labor. This division is not merely functional – that is occupational – but geographical. That is to say, the range of economic tasks is not evenly distributed throughout the world-system« (Wallerstein 1974: 349).

Die Peripherien sind demgegenüber nicht unbedingt Staaten, allenfalls schwacher Abglanz davon, beispielsweise koloniale Gebiete oder neokoloniale Einflusszonen der »core-states«.⁶

Die »semiperipheren« Bereiche schließlich loziert Wallerstein zwischen Zentrum und Peripherie. Einige von ihnen waren früher einmal Zentren, mussten sich aber mit einem Abstieg abfinden. Andere sind – umgekehrt – aus früheren Peripherien aufgestiegen und haben insofern von geopolitischen Veränderungen einer expandierenden Weltwirtschaft profitiert. Sie spielen aber nach Wallerstein eine keineswegs unwichtige Rolle im Gesamtsystem als Mittler- und Vermittlungsinstanzen:

»The semiperiphery is a necessary structural element in a world-economy. These areas play a role parallel to that played [...] by middle trading groups in an empire. They are collection points of vital skills that are often politically unpopular. These middle areas (like middle groups in an empire) partially deflect the political pressures which groups primarily located in peripheral areas might otherwise direct against core-states and the groups which operate within and through their state machineries. On the other hand, the interests primarily located in the semiperiphery are located outside the political arena of the core-states, and find it difficult to pursue the ends in political coalitions that might be open to them were they in the same political area« (Wallerstein 1974: 349f.).

Bei aller Differenz zum Konzept des »Empire« bei Eisenstadt und auch den Hochkulturanalysen Tenbrucks fällt als gemeinsames Moment der Strukturbeschreibungen doch auf, dass bei aller Berücksichtigung funktionaler Dimensionen in allen Ansätzen das Zentrum-Peripherie-Modell doch letztlich räumlich aufgefasst wird. Wie wir sehen werden, ist beim späten Luhmann hier ein völlig anderer Ansatz entwickelt worden.

Zentrum und Peripherie von Subsystemen

In funktional ausdifferenzierten Gesellschaften unterscheiden sich Subsysteme voneinander durch ihre Operationen und die für sie konstitutiven Leitdifferenzen. Sie würden sich aber – auf sich allein gestellt – niemals dauerhaft und stabil ausdifferenzieren lassen. Historisch haben sich alle Subsysteme immer auch um institutionelle, meist organisatorische, »Zent-

6 »World-economies then are divided into core-states and peripheral areas. I do not say peripheral states because one characteristic of a peripheral area is that the indigenous state is weak, ranging from its non-existence (that is a colonial situation) to one with a low degree of autonomy (that is a neo-colonial situation)« (Wallerstein 1974: 349).

ren«⁷ herum entwickelt, bisweilen sogar um Organisationen vom Typ eines »Anstaltsbetriebs« im Sinne Webers.⁸ Das ist etwa im Falle der Sphäre des Politischen an der Rolle des Staatsapparates⁹, in der Wirtschaft an der Zentralbanken, im Recht an der Entwicklung der Gerichte, in der Religion an der Kirche, im Bereich der Wahrheitssicherung an den Universitäten und im Gesundheitswesen an den Kliniken zu illustrieren. In den jeweiligen Organisationen, welche das Zentrum eines Subsystems sind, finden selbstredend permanent Aktivitäten statt, die sich keinesfalls primär an den Leitdifferenzen orientieren, die für die Subsysteme bestimmend sind. Die Vorstellung etwa, dass die Kirche als Organisation am besten dadurch zu beschreiben wäre, dass sich hier alle Kommunikationen, oder auch nur die meisten, an der Differenz »Immanenz/Transzendenz« orientierten, entbehrt nicht der Komik. Auch in Kliniken geht es nicht nur um Gesundheit, in den Gerichten nicht nur um Recht und in den Universitäten nicht nur um Wahrheit. Umgekehrt monopolisiert die Kirche nicht die Gesamtheit aller

7 Die Unterscheidung zwischen Zentrum und Peripherie (im nicht lokalen Sinne) hat Luhmann zunächst für das Rechtssystem fruchtbar gemacht (vgl. Luhmann 1993: 320ff., 333ff.) und für dieses die obersten Gerichte als Zentrum identifiziert (so wie für die Wirtschaft die Zentralbanken und für das politische System den Staatsapparat). Eine Anwendung des Konzepts auf das Gesundheitssystem habe ich versucht in Hahn/Eirmbter/Jacob (1999: 89ff.).

8 Die Problematik eigener Medien wie etwa das Geld im Falle der Wirtschaft lasse ich hier aus Raumgründen außer Betracht. Es wäre allerdings höchst spannend herauszufinden, ob sich nicht zumindest Ansätze von Subsystembildung auch ohne ein Zentrum entwickeln können, wenn ein derart robustes Medium wie das Geld zur Verfügung steht. Unter modernen Bedingungen wird man das ausschließen müssen, weil die Geldwertfestsetzung ebenso wie die der Umlaufmenge des Geldes ohne das Dauerwirken einer Zentralbank undenkbar ist. Für vormoderne Verhältnisse könnte man aber erwägen, ob nicht schon durch die Materialität des Geldes (z.B. Gold) ein hinlängliches Vertrauen in das Medium entsteht. Jedenfalls hat es oft überregionale Märkte gegeben, ohne dass »Zentren« existiert hätten. Zum Zusammenhang von Geld und Vertrauen siehe den Essay von Heinemann (1993) und bereits früher: Heinemann (1969). Für den Zusammenhang von Geld, Markt und Vertrauen siehe Heinemann (1976).

9 Für den Fall des Nationalstaats ergibt sich dabei die Besonderheit, dass die Herausbildung der nationalen Identität der Gründung eines Staates vorausgehen kann, ja geradezu die Voraussetzung dafür sein kann. Bisweilen allerdings sind Staaten auch die Generatoren von vorher nicht oder nur rudimentär vorhandener nationaler Identität (vgl. Dubiel, in diesem Band). »Nation« wird dann ein thematischer Schwerpunkt der Selbstbeschreibung des jeweiligen Staates. Nationen sind also nicht schon als solche politische Systeme, weil sie nicht in der Lage sind, aus sich heraus kollektiv bindende Entscheidungen zu fällen. Gerade die zahlreichen Arbeiten von Bernhard Giesen (1991, 1993, 1999) zeigen das sehr eindrucksvoll. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass in einigen europäischen Staaten die nationale Identität eine Staatskreation war, in anderen drängte die von Intellektuellen konstruierte Idee der Nation auf staatliche Form. Siehe hierzu Giesen.

religiösen Kommunikation, ebenso wenig wie die Gerichte die rechtliche, der Staatsapparat die politische oder die Kliniken die gesundheitliche.

Der späte Luhmann hat zur Beschreibung dieser Tatbestände auf die Begriffe »Zentrum« und »Peripherie von Subsystemen« zurückgegriffen. Systematisch taucht dieses Begriffspaar in dieser Bedeutung zum ersten Mal prominent im »Recht der Gesellschaft« (Luhmann 1993) auf. In der »Gesellschaft der Gesellschaft« (Luhmann 1997) findet sich zwar im vierten Kapitel, das den verschiedenen Formen von Differenzierung gewidmet ist, ein Abschnitt dieses Titels. Behandelt wird dort aber lediglich jene Form von Differenz zwischen Zentrum und Peripherie, wie sie charakteristisch ist für die durch Stratifikation strukturierten Hochkulturen und frühen Imperien, wie sie etwa Eisenstadt beschrieben hat. Die Anwendung auf funktional ausdifferenzierte Gesellschaften modernen Typs bleibt demgegenüber sporadisch, z.B. im Kapitel über Protestbewegungen in »Gesellschaft der Gesellschaft«. Ansonsten findet sich Einschlägiges im posthum 2000 von André Kieserling herausgegebenen Band »Die Politik der Gesellschaft«. Dort handelt Luhmann, wie er selbst bemerkt, lediglich skizzenhaft¹⁰ auf sechs Seiten für das politische, das Rechts- und das Wirtschaftssystem die Zentrum-Peripherie-Problematik ab. Im ebenfalls 2000 von Kieserling edierten Band »Die Religion der Gesellschaft« taucht die Unterscheidung nur in der alten Form auf: Es

»[...] korreliert vorneuzeitliche Religion mit einer Differenzierung nach Zentrum und Peripherie; ja sie trägt durch Ausdifferenzierung religiöser Zentren wesentlich zum Entstehen dieser Form gesellschaftlicher Differenzierung bei. Zwar mag die Hochreligion Gleichheit aller ihrer Anhänger unterstellen: sie alle sind mit Seele geboren und sterben mit Seele, so dass allen ein Leben vor und nach dem Leben garantiert ist. Aber die Glaubensäußerungen und -bestätigungen mögen sich mit der Differenz von Zentrum und Peripherie erheblich unterscheiden und diese Differenz bildet selbst eine strukturelle Kopplung zwischen Religion und übriger Gesellschaft ohne in dieser Funktion ein Thema religiösen Glaubens zu sein« (Luhmann 2000b: 286f.).

In »Die Wirtschaft der Gesellschaft« (1988) fehlt die Unterscheidung ganz. In den »Sozialen Systemen« (1984) findet sich eine einzelne Bemerkung, in der (mit Hinweis auf Eisenstadts Arbeit über »The Political System of Empires«) für stratifizierte Gesellschaften darauf hingewiesen wird, dass es nicht undenkbar sei, »[...] daß die Zentrum-Peripherie-Differenzierung Entwicklungsbedingung ist für das Entstehen mehrstufiger Hierarchien, dann aber mit ihnen in Konflikt gerät« (ebd., 261). Man hat den Eindruck, dass Luhmann nicht mehr die Zeit hatte, die neue begriffliche Verschiebung in das späte Hauptwerk zu integrieren.

10 »Das hier nur grob angedeutete Argument für eine Zentrum/Peripherie-Form der Differenzierung [...]« (Luhmann 2000a: 247).

Die Grundidee ist folgende: Immer, wo es um die an der Leitdifferenz eines Subsystems orientierte Operationen geht, handelt es sich um Operationen des Systems. Im Falle des Rechtssystems: Wo immer es um die Differenz von Recht und Unrecht geht, ›operiert‹ das Rechtssystem. Das kann aber in der Peripherie des Systems z.B. in einer Unterhaltung zwischen miteinander Streitenden oder im Zentrum, also vor Gericht, geschehen. Die Orientierung an der systemkonstitutiven Leitdifferenz findet sich sowohl in den Kommunikationen des Zentrums als auch in denen der Peripherie. Aber nur im organisierten Zentrum lässt sich diese Orientierung zum Kern von arbeitsteilig verfassten Berufen kondensieren.¹¹ Nur hier kann sie mit professionellen Standards, mit Karrieren, regelmäßiger Arbeitszeit und Mitgliedschaftspflichten verbunden werden, die über spezifische Sanktionen (bis hin zum Ausschluss aus der Organisation) verfügen.¹² Nur hier lassen sich wirksam die Programme implementieren, die darüber entscheiden, wann man etwas als wahr im Wissenschaftssystem, als Recht im Rechtssystem, als gesund im Gesundheitssystem usw. anerkennen soll. Denn die Differenz als solche besagt ja noch nichts darüber, wie die zu ihr gehörigen positiven und negativen Werte bestimmten Ereignissen zu- oder abgesprochen werden sollen.

Vor allem sind es auch die Organisationen des Zentrums eines Subsystems, die in der Lage sind, ›flächendeckend‹ zu wirken und so Kombinationen zwischen funktionalen und segmentären (z.B. regionalen oder nationalen) Formen von Differenzierung zu etablieren.¹³ Im Folgenden soll dieser Zusammenhang an einigen Subsystemen veranschaulicht werden, nämlich am Beispiel der Systeme der Politik, des Rechts, der Gesundheit und des Sports. Dabei folgen die beiden ersten beiden Beispiele ziemlich

11 Es ist zwar wahr, dass die Orientierung an Leitdifferenzen quer zur Konstruktion funktionaler Differenzierung auf der Basis von Arbeitsteilung steht. Wenn man aber bedenkt, dass diese Orientierung sich nur im Spannungsverhältnis von Peripherie und Zentrum auf Dauer stabilisieren lässt, muss man die folgende These Schimanks modifizieren und relativieren: »Die Spezifikation von kommunikativer Autopoiesis darf allerdings nicht nach dem Muster eines arbeitsteiligen Zusammenhangs verstanden werden. Indem Luhmann mit dem Konzept der binären Codes die funktionale Differenzierung der modernen Gesellschaft durch Leitdifferenzen begründet sieht, wendet er sich entschieden von der bis dahin differenzierungstheoretisch vorherrschenden Vorstellung ab, daß funktionale Differenzierung auf Arbeitsteilung beruht« (Schimank 1996: 155f.). Im Übrigen lässt sich auch die These, dass die vor-Luhmannsche Tradition der Differenzierungstheorien auf dem Prinzip der Arbeitsteilung aufgebaut hätte, in dieser Generalität nicht halten, wenn sie auch für Autoren wie Durkheim oder Spencer, wie Schimank zu Recht konstatiert, in der Tat zutrifft. Siehe hierzu Hahn (1992, 1999).

12 Aus der subsystemspezifischen Kommunikation der Peripherie lässt sich demgegenüber nicht so ohne weiteres exkludieren.

13 Zur Analyse solcher Kombinationen siehe Stichweh (1994) und Tyrell (2001).

eng dem Luhmannschen Leitfaden, während die beiden letzteren sich jedenfalls zum Teil auf eigene empirische Untersuchungen stützen.

Beispiel: Politik

Der Zusammenhang zwischen funktionaler Differenzierung und segmentärer Organisation ist besonders einleuchtend am Fall des politischen Systems zu erkennen. Kollektiv bindende Entscheidungen lassen sich einseitig nur innerhalb territorialer Grenzen und nur mit Hilfe von Organisation erreichen.

»Weltpolitisch nimmt der Staat die politische Verantwortung für ein Territorium wahr. Innerhalb eines solchen Territoriums ist er aber nur eine Organisation, die als Orientierungszentrum aller politischen Organisationen dient – einschließlich der Staatsorganisation selbst« (Luhmann 2000a: 244).

Aber selbstverständlich kann die Staatsorganisation nicht alle politischen Operationen des Systems monopolisieren. Luhmann erwähnt als Mitbeteiligte z.B. die Parteien oder politische Interessenverbände, die Zuliefersdienste für staatliche Entscheidungen übernehmen. Diese Organisationen der Peripherie greifen etwa Themen auf, modellieren Konflikte, fühlen tastend vor, welche Konsenschancen bestehen usw. Aber die Peripherie kann nicht selbst bindende Entscheidungen treffen. Sie muss es auch gar nicht:

»Die Tätigkeit in der Peripherie bietet hierfür [...] den Vorteil, daß hier noch gar nicht kollektiv bindend entschieden werden kann, so daß ein größerer Spielraum für Wunschvorstellungen und klientelorientierte Dramatisierungen gegeben ist. Nicht Zentrum zu sein, entlastet diesen Systembereich von Verantwortung, ohne daß die hier tätigen Organisationen sich beliebigen Phantasien überlassen könnten; denn auch sie stehen qua Zugehörigkeit zum politischen System (im Unterschied etwa zur akademischen Intelligenz) unter dem Druck, etwas erreichen zu müssen. Aktivitäten in diesem Vorfeld müssen von Organisationen durchgeführt werden, weil es andernfalls an der Möglichkeit fehlen würde, Ergebnisse im Namen eines sozialen Systems zu kommunizieren. Die Differenzierungsform Zentrum/Peripherie ist auf interorganisationelle Kommunikation angewiesen [...]« (Luhmann 2000a: 246).

»Der Haupteffekt dieser Differenzierung von Zentrum und Peripherie ist, daß das Zentrum aus der Peripherie mit einer Fülle von inkonsistenten Entscheidungsforderungen überschüttet wird. Damit ist gewährleistet, [...] daß die Politisierung von Themen nicht vorab schon an die Aussicht auf eine rationale Problemlösung gebunden ist. Andererseits reagiert das Zentrum auf diese Flut inkonsistenter Anliegen auf bestimmte Weise, nämlich durch Darüberreden. Die Probleme werden als Probleme behandelt mit einer Präferenz für unlösbare Probleme [...], über die

man folgenlos reden kann, weil ohnehin nichts Effektives geschehen kann: Zu den besonderen Talenten, die sich in diesem Feld bewähren, gehört es deshalb Probleme zu erfinden, um Problemlösungen zu vermeiden, und andere damit zu beschäftigen. Auch kommt es in beträchtlichem Umfang zur Heuchelei, insbesondere dazu, daß man die Lösbarkeit der Probleme und den eigenen guten Willen dazu vortäuscht« (ebd., 247).

Beispiel: Recht

Gerade in dieser Hinsicht fällt natürlich der Unterschied zum Rechtssystem auf. Hier stehen im Zentrum die Gerichte. Auch hier gibt es Zumutungen durch rechtsuchendes Publikum. Aber die Gerichte können im Gegensatz zu den politischen Entscheidungsinstanzen gerade nicht bloß ›darüber reden‹. Hier gibt es Entscheidungszwänge. Aber diese Zwänge sind auch mit kompensierenden Freiheiten verbunden. Die Gerichte müssen z.B. nicht Mehrheiten bei ihrer Klientel suchen. Sie können zwar die Entscheidungen, die von ihnen verlangt werden, nicht verweigern, aber sie ›[...] ziehen aus dieser Notwendigkeit zu entscheiden, die Freiheit, dies auch dann zu tun – selbst angesichts unsicherer Beweislage oder angesichts kontroverser Interpretation geltenden Rechts‹ (ebd., 250).

Beispiel: Gesundheitssystem

Das Gesundheitssystem ist dadurch charakterisiert, dass hier sowohl im Zentrum als auch in der Peripherie höchst relevante Entscheidungen für Leben und die Gesundheit gefällt werden. Man könnte zunächst versuchen, dem Zentrum Experten-, der Peripherie Laienwissen zuzuordnen. Das stimmt aber nur teilweise. Laienwissen und Expertenwissen sind Wissenstypen, die nicht personen- sondern situationsspezifisch aktualisiert werden. In bestimmten Lebenslagen orientieren sich auch Experten an ihrem ›Laienwissen‹ und umgekehrt beeinflusst das Expertenwissen auch die Situationsdefinitionen im Alltag. Welcher Typus von Wissen in welcher Situation prominent wird, hängt nicht zuletzt davon ab, ob es im Zentrum oder der Peripherie eines Subsystems Verwendung findet.

Im Kontext des Gesundheitswesens geht es weniger um die Differenz ›wahr/unwahr‹, sondern primär um die zwischen ›gesund‹ und ›nicht gesund‹ bzw. ›dient der Gesundheit‹ oder ›schadet ihr‹. Dass zum Treffen dieser Unterscheidung natürlich auch Wissen bemüht wird, ist dabei sekundär. Die eigentliche Aufgabe des Gesundheitssystems besteht aber nicht darin, neue Wahrheiten über einzelne Krankheiten als Beitrag zur Theorieentwicklung der medizinischen Wissenschaft zu eruieren. Vielmehr handelt es sich darum, im Kontext des gegebenen Wissens zu entscheiden, ob etwas als gesund oder krank behandelt werden soll. Noch Parsons ging dabei davon aus, dass diese Unterscheidung im Prinzip eine

Statusdefinition durch Ärzte impliziere, dass also diese Unterscheidung dazu diene, Kranke von Gesunden zu unterscheiden, und dass im Falle der Wahl des Wertes ›gesund‹ die Operationen des Gesundheitssystems unterbrochen würden. Es kann sich sozusagen nur mit Kranken befassen und mit Gesunden nur so lange, wie noch nicht feststeht, dass sie es sind.

So hat auch Luhmann behauptet, dass im entsprechenden System nur der Wert »krank« »anschlussfähig« sei. Wir lassen es offen, ob dies zum Zeitpunkt der Formulierung der Theorie zutraf. Für die Gegenwart gibt es jedenfalls hinlänglich deutliche empirische Hinweise, dass das nicht (mehr) so ist. In der Systemtheorie spiegelt sich das vielleicht am deutlichsten bei Fritz Simon (1995): Dort gerät die ursprünglich empirisch gemeinte These zum normativen Postulat. Nur der negative Wert soll anschlussfähig sein, weil ansonsten eine Art von Gesundheitsterrorismus drohe. Dass Therapie an Krankheit anschließe und nur Krankheiten als markierte Bereiche traktiere, die Gesundheit hingegen unmarkierten Raum, das hält Simon für den einzig vernünftigen Zustand:

»Es wird lebensgefährlich, wenn die Kriterien von Gesundheit positiv definiert werden. Es kann zu totalitären sozialen Maßnahmen führen, die mit Lebendigkeit nicht vereinbar sind. Es gibt eine einfache Formel, um den Unterschied zwischen liberalen und totalitären Systemen zu charakterisieren: In totalitären Systemen ist alles verboten, was nicht erlaubt, und in liberalen Systemen ist alles erlaubt, was nicht verboten ist. In dieser Definition zeigt sich dieselbe Unterscheidungslogik, wie in der Definition von Krankheit und Gesundheit. Es hat politisch unterschiedliche Konsequenzen, ob nach den Definitionen eines sozialen Systems alles krank ist, was nicht gesund ist, oder ob alles gesund ist, was nicht krank ist« (Simon 1995: 191).

Dem möchte man vielleicht von Herzen zustimmen. Aber fallen diese Wünsche nicht hinter den bereits erreichten realen Differenzierungsgrad des Gesundheitswesens zurück? Die aktuelle Ausdifferenzierung des Gesundheitswesens hängt vielleicht damit zusammen, dass sein Name nicht mehr bloß eine euphemistische Umschreibung für das Krankheitssystem ist. Gesundheit ist wie Wirtschaft, Recht, Wissenschaft oder Liebe eine totalisierende Perspektive geworden, unter der alles und jedes jederzeit zum Thema werden kann. So wie man alles daraufhin befragen kann, ob es bezahlbar ist oder nicht, wahr oder falsch, Recht oder Unrecht, so kann man auch alles unter dem Blickwinkel thematisieren, ob es der Gesundheit dient oder ihr schadet. Jede Bewegung oder Nicht-Bewegung, alle Speise- oder Fastenkuren, Reisen oder Fernsehen, Arbeit oder Vergnügen usw., alles wird anschlussfähig unter dem Gesichtspunkt: »Macht das gesünder oder kränker?«

Heute lassen sich alle Lebensäußerungen mit Hilfe des binären Codes ›dient der Gesundheit/schadet ihr‹ kategorisieren. Mit dem Übergang zu

einem eher als Kontinuum aufzufassenden Verständnis von Gesundheit und Krankheit, wie wir es in unseren eigenen empirischen Untersuchungen belegen konnten, hat sich diese universelle Anwendbarkeit oder gar universelle Präsenz des Themas noch gesteigert. Wenn wir nie völlig krank sind, aber auch nicht völlig gesund, dann wird ein neues Stadium der Ausdifferenzierung des Gesundheitssystems erreicht, weil nun die Differenz ›positiv oder negativ für die Gesundheit‹ noch universeller anwendbar ist. Gerade weil man nie ganz gesund ist, wird wirklich fast alles als ›der Gesundheit dienlich oder nicht dienlich‹ kodierbar. ›Totalitär‹ ist diese Perspektive wohl ebenso sehr oder ebenso wenig wie die der Ökonomie oder des Rechts: Es fällt zwar alles unter rechtliche, ökonomische usw. Beurteilungs- und Kodierungsmöglichkeiten, aber eben nur unter dem je spezifischen Blickwinkel.

Diese Verschiebung vom Empirischen ins Normative, wie sie sich bei Simon zeigt, macht immerhin bereits auf einen erheblichen Wandel aufmerksam, der aber vor allem als ›Anomalie‹ verbucht wird, sozusagen als Therapiebedürftigkeit des Therapiesektors. Tatsächlich haben wir es aber inzwischen im Gesundheitssystem mit einem Diskurs zu tun, der sich virtuell auf alle Weltereignisse bezieht. Alles nämlich kann – wie erwähnt – daraufhin beobachtet werden, ob es die Gesundheit befördert oder ihr schadet. Jedes Tun und Unterlassen wird so zum Promotor von Gesundheit oder zum Generator von Krankheiten. Die Leitdifferenz, unter der das Gesundheitssystem die Welt beobachtet, ist also im strengen Sinne nicht mehr ›krank/gesund‹, sondern ›der Gesundheit dienlich/der Gesundheit abträglich‹. Nach wie vor werden zwar Krankheiten als Störungen des Körpers oder der Seele (bisweilen auch als Sozialpathologien) definiert. Die Zuschreibung der Krankheit selbst erfolgt aber immer sozial:

»Die Unterscheidung krank versus nicht-krank und symptomatisch versus frei von pathologischem Befund für bestimmte körperliche, psychische oder soziale Reaktionen sowie die Konstruktion von ›Krankheitseinheiten‹ ist nicht durch den Organismus festgelegt, sondern sozial definiert. Sie ist ein Merkmal der Beobachtung (der ›Landkarte‹), nicht aber der beobachteten Phänomene (der ›Landschaft‹). Und die Zuweisung der Kausalität zu einem System [...] oder zu einer der jeweiligen Umwelten wird in Kommunikation sozial festgelegt« (Simon 1995: 65).

Und in der Sphäre dieser Zuschreibungen ist der Befund ›gesund‹ ein Grenzbegriff geworden: Er zeigt eine Tendenz, nicht einen Zustand an. Die Extremwerte werden selten erreicht. Die empirischen Gegebenheiten rangieren auf einer Skala.

Das gilt nun nicht nur für das ›Laiensystem‹, sondern auch für das ›Expertensystem‹. Wir wollen an dieser Stelle die Perspektive wechseln. Es geht nicht um die Operation des Wissenschaftssystems, sondern um die

des Gesundheitssystems. Der Distinktion ›Experte/Laie‹ korrespondiert die zwischen ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹, ohne dass sich die Distinktionen aber voll entsprächen. Wenn von Zentrum oder Peripherie eines Subsystems die Rede ist, geht es um die jeweiligen organisatorischen Kerne einerseits, die Klientel andererseits. Überall, wo Kommunikation es mit der Differenz von krank und gesund zu tun hat (bzw. der von förderlich oder abträglich für die Gesundheit), ›operiert‹ das Gesundheitssystem. Dieses ist aber nicht identisch mit seinem Zentrum, als das man die Kliniken oder die Arztpraxen ansehen könnte, besondere Organisationen, in denen einerseits bestimmte Regeln der Zugehörigkeit und Mitgliedschaft gelten, die mit dem Gesundheitssystem und seinen Operationen als solchen zunächst nichts zu tun haben, wo also etwa Sekretärinnen, Computerfachleute, Finanzexperten usw. zusammenkommen, wo Kommunikationen gang und gäbe sind, die als Kommunikationen gar nicht zum Gesundheitssystem gehören. Andererseits aber finden hier permanent Entscheidungen statt, die mit der oben beschriebenen Zuschreibung zu tun haben, Entscheidungen, um es noch einmal zu wiederholen, die sich nicht nur auf Personen beziehen (›Herr Müller oder Frau Meier ist krank‹), sondern auch auf alle möglichen Zustände und Maßnahmen (›Sie dürfen kein Fleisch mehr essen‹, ›Bier ist Gift für Sie‹, ›Sonnenstrahlen sind krebserregend‹), die teils als personenbezogene Therapien oder Vorsorgemaßnahmen fungieren, teils aber auch als generelle Beschreibungen des guten Lebens.

Luhmann hat die Differenz von Zentrum und Peripherie (im nicht lokalen Sinne) zunächst – wie erwähnt – für das Rechtssystem fruchtbar gemacht und für dieses die Gerichte, für das Wirtschaftssystem die Banken und für das politische System die Staatsorganisation als das jeweilige Zentrum zu identifizieren versucht. Immer geht es dabei darum, dass Organisationen mit den für sie allgemein charakteristischen Merkmalen als Basis für Zentralitätsfunktionen erkennbar werden. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang natürlich der Rückgriff auf Professionalität und die Bindung der Organisationsmitglieder an professionelle Normen des Entscheidens.¹⁴ Selbst Angehörige der Professionen sind nämlich jenseits organisatorischer Kontexte weniger professionell als innerhalb derselben. Aber so wie das Rechtssystem natürlich nicht beschränkt bleibt auf Gerichtsverfahren, sondern überall da ›operiert‹, wo Handeln und Kommuni-

14 Das heißt natürlich nicht, dass alle Themen durch die innerorganisatorische Struktur schon als solche vollständig determiniert wären. So hat z.B. Neidhardt mit der von ihm geprägten Formel von der ›Teamförmigkeit von Themen‹ darauf hingewiesen, dass in Forschungsgruppen ›die Themen erst noch zurechtgeschnitten werden‹ (Neidhardt 1983: 566). Forschungsgruppen stellen allerdings gegenüber organisatorischen ›Normalzuständen‹ einen Sonderfall dar. Trotzdem sind selbst diese Normalzustände immer auch durch solches ›Zurechtschneiden‹ charakterisiert.

kation an der Unterscheidung ›Recht/Unrecht‹ orientiert sind, so gilt auch für das Gesundheitssystem, dass es soweit reicht, wie die für sie konstitutive Unterscheidung ›der Gesundheit dienlich oder abträglich‹ das Kommunizieren bestimmt. Dabei ist der Unterschied zwischen Zentrum und Peripherie keinesfalls bloß einer des Wissens: Auch der Arzt ist in seiner Familie und bei der Entscheidung, ob er gegen den Schnupfen seines Kindes etwas unternehmen soll oder nicht, eher im Bereich der Peripherie. Es herrschen hier andere Verantwortlichkeiten und andere Möglichkeiten der Abschottung von Verantwortung, andere Logiken der Terminwahl und der Zuwendungspflicht, vor allem andere Formen der operativen Kopplung professionellen und nicht-professionellen Agierens: Luhmann hat für das Rechtssystem und die Richter diese Differenz der Organisation (und also des Zentrums) gegenüber der Peripherie in einer Weise beschrieben, die sich *mutatis mutandis* leicht auf die Gegebenheiten des Gesundheitssystems übertragen lassen:

»Die Tatsache der Organisation wirkt sich zunächst darin aus, daß die Richter durch Organisationsmitgliedschaft gehalten sind zu arbeiten. Von ihnen wird, teils durch Dienstaufsicht, teils kollegial, erwartet, daß sie ihr ›Pensum‹ erledigen [...]. Es ergeben sich Termine mit verabredeter [...] Interaktion. Organisationsmitgliedschaft heißt auch, daß es Schranken des Verhaltens in der Interaktion gibt, bei deren Überschreiten eine Dienstaufsichtsbeschwerde möglich ist. Organisation heißt, daß Fehler sich im Rahmen des ›juristisch Vertretbaren‹ halten müssen. Man kann gegen eine herrschende Meinung rebellieren [...] aber nur mit akzeptablen Argumenten. [...] Organisation heißt schließlich, daß es unterschiedliche Posten, unterschiedliche Gehälter, also Karrieren gibt. Je nachdem, wo und wie über die Karriere entschieden wird, [...] ergeben sich Rücksichtnahmen auf Meinungen und eventuell auch Arbeitsmotive, die über das hinausgehen, was von einem Organisationsmitglied verlangt werden kann« (Luhmann 1993: 339f.).

Wie man an dieser, hier nicht vollständig aufgeführten, Liste bereits sieht, sind die Differenzen zwischen Zentrum und Peripherie nicht identisch mit denen zwischen Experten und Laien, sondern eben längs des Unterschieds ›Organisation/Nicht-Organisation‹ angesiedelt. Denn einerseits gibt es innerhalb von Organisationen nicht nur Experten und andererseits ist Expertenwissen nicht schon als solches ›zentral‹. Trotzdem kann man davon ausgehen, dass Professionalität für das Zentrum einen ganz anderen Stellenwert hat als für die Peripherie: Hier *kann* sie vorhanden sein, dort *muss* sie es.

Obwohl – wie gesagt – deutliche Parallelen zwischen der Differenz Zentrum/Peripherie von einem Subsystem auf das andere übertragen werden können, gibt es doch markante Unterschiede: In der Regel kann man beispielsweise bisweilen fast sein ganzes Leben verbringen, ohne mit Gerichten in Kontakt zu kommen. In Bezug auf Ärzte ist das leider sehr viel

weniger leicht möglich, obwohl für beide Bereiche vielleicht gilt, dass die Peripherien gewisse ›Meidungspräferenzen‹ gegenüber dem Zentrum pflegen, was so etwa für das Wirtschaftszentrum keinesfalls zutrifft. Außerdem werden rechtsverbindliche Entscheidungen eben nur durch Gerichte getroffen, während Entscheidungen, die für die Gesundheit relevant sind – also gesundheitsverbindlich sind – und auch als solche bewusst getroffen werden, auch in der Peripherie permanent ›gültig‹ vollzogen werden. Insofern hat Laienwissen für das Gesundheitssystem eben eine bei weitem erheblichere Bedeutung als für das Rechtssystem. Schließlich ist zwar in beiden Fällen das Zentrum ›anrufbar‹, aber die Appellationsbereitschaft ist im Falle des Gesundheitssystems durch die Bedürfnisse der Appellierenden (so wie sie sie sehen) gesteuert, wenn man davon absieht, dass Zwangsimpfungen u.ä. Maßnahmen einerseits und Gesundheitskampagnen andererseits die Definition dessen, was man für sein ›Bedürfnis‹ in Gesundheitsfragen hält, erheblich modifizieren. Von Ausnahmen abgesehen, ist man jedenfalls nicht in gleicher Weise in die Praxis eines Arztes zitierbar wie vor Gericht. Angst vor Krankheit oder real empfundenes Leiden sind vermutlich von anderer Dringlichkeit als Unrechtsvermutungen, wenn auch unleugbar ist, dass hier interkulturelle Unterschiede ganz erheblich sind. So weist etwa Lipset darauf hin, dass in den USA 312 Anwälte auf 100.000 Personen der Wohnbevölkerung kommen, während es in Westdeutschland 190, in Frankreich 49 und in Holland nur 35 seien (Lipset 1996: 64). Die »Litigiousness« der US-Amerikaner ist also vermutlich fast zehn Mal höher als in den Niederlanden, wenn die Anwaltsfrequenz als Indikator gewertet werden kann. Umgekehrt ist natürlich auch der Zugang sowohl zum Zentrum des Rechtssystems als auch der zum Gesundheitssystem seitens der Peripherie national höchst unterschiedlich, hängt teils von rechtlichen, teils von ökonomischen Barrieren ab, um nur diese zu nennen.¹⁵ Trotz solcher Einschränkungen lässt sich aber doch wohl behaupten, dass es ein dem ›Offizialprinzip‹ im Recht vergleichbares Institut im Gesundheitssystem nicht gibt, wenn man bestimmte Möglichkeiten der Seuchenbekämpfung außer Betracht lässt.

Es gibt u.E. kaum Untersuchungen der Perspektive des Zentrums auf die Peripherie. Auch die umgekehrte Untersuchungsrichtung ist nur unvollkommen repräsentativ erforscht worden. Immerhin haben wir in der hier zitierten jüngeren Studie über Zentrum-Peripherie im Medizinsystem für Deutschland diese Lücke in einigen Hinsichten zu schließen versucht.

Beispiel: Sport

Nimmt man die These Luhmanns ernst, für die Moderne bedeute die Unterstellung »[...] daß Gesellschaften regionale, territorial begrenzte Einhei-

15 Das Gleiche gilt entsprechend für andere Subsysteme.

ten sind, so daß Brasilien eine andere Gesellschaft ist als Thailand, die USA eine andere als die Russlands, aber dann wohl auch Uruguay eine andere als Paraguay« (Luhmann 1997: 25) eine »Erkenntnisblockierung« (ebd., 24), dann wird man sich die Frage stellen müssen, ob nicht zumindest die Zentren der Subsysteme der Weltgesellschaft sehr wohl segmentär organisiert sind. Für die Politik und das Recht verweist Luhmann selbst darauf. Man kann geradezu sagen, dass Luhmann die Differenz zwischen Zentrum und Peripherie geradezu ins Spiel bringt, um der nach wie vor großen Bedeutung z.B. nationaler Operationsweisen der beiden Subsysteme Rechnung zu tragen. Immerhin kann man nicht übersehen, dass auch die Zentren der Subsysteme eine weltgesellschaftliche Dimension haben, der gegenüber die nationalen Segmente sekundär sind. Wir wollen das am Beispiel des Sports illustrieren.

Im Bereich des Sports wird das Zentrum ohne Zweifel heute von weltweit vernetzten Organisationen besetzt, deren deutsche Ableger etwa als »Nationales Olympisches Komitee«, als »Deutscher Sportbund« oder disziplinspezifisch als »Deutscher Ski«- oder »Fußballverband« usw. identifizierbar sind. Nur hier findet sich der Apparat mit professionellem Sachverstand ausgerüsteten Funktionären, welcher immer wieder neu bestimmt, was für eine bestimmte Disziplin als Rekord gilt, was als Sieg oder Niederlage aufzufassen ist, welche ethischen Prinzipien bei der Erbringung von Leistungen zu beachten sind, wann und wo welche Ausscheidungsspiele stattfinden sollen, wer überhaupt an Wettkämpfen (und an welchen) teilnehmen darf, wer als Schiedsrichter oder als Trainer zugelassen werden soll, was die Voraussetzungen sein sollen, die einen zum Sportlehrer qualifizieren oder als Berufssportler disqualifizieren. Hier wird entschieden, wer Mitglied ist und wer nicht, hier wird entschieden, wer über was berichten darf, und zwar u.U. zu welchem Preis. Es sind auch wiederum diese Organisationen, die mit anderen Institutionen des politischen, wirtschaftlichen oder schulischen Bereichs (um nur diese zu nennen) kooperieren, um Programme zu formulieren und die Pläne für Ausbildung und Karrieren von Sportlehrern und -funktionären zu entwerfen und zu implementieren. Auch im Bereich des Sports ergibt sich im »Zentrum« die Verknüpfung zwischen Sport als Beruf und dem Code des Sports.¹⁶

Mit der Verberuflichung ist auch im Sport die Differenz von »Leistungsrolle« und »Publikumsrolle« verbunden (im Bereich der Medizin z.B. die Differenz von Arzt und Patient, in der Kirche die von Pfarrer und Kirchenbesucher, in der Schule Lehrer und Schüler usw.). Beim Sport haben wir als einen Kern die Leistungssportler anzusehen, insofern sie sich beruflich auf den Kampf um Rekorde spezialisieren. Es gibt aber auch einen zweiten

16 Klaus Heinemann hat gerade dieser Problematik des Sports als Beruf und den daraus erwachsenden Risiken und existentiellen Dilemmata eine wichtige empirische Studie gewidmet. Siehe dazu Heinemann/Dietrich/Schubert (1990) und Heinemann (1987).

Kreis von Leistungsrollen, nämlich den ganzen Kreis von professionellen ›Helfern‹ und ›Verwaltern‹, die zwar selbst keine Rekorde erringen, aber am Zustandekommen von Rekordleistungen auf unverzichtbare Weise beteiligt sind: Sportärzte, Sportlehrer, Sportpsychologen, Sportfunktionäre usw.

Die Publikumsrolle wird vom Zuschauer eingenommen, der mit dem modernen Sport untrennbar verbunden ist. Man könnte geradezu sagen: Spielen kann man auch allein, aber Sport im Sinne des ausdifferenzierten Subsystems der Gegenwart ist immer auf die Differenz von ›Spielern‹ und ›Zuschauern‹ bezogen. Diese siegen und verlieren zwar nicht selbst durch eigene sportliche Aktivität. Sie sind aber durch Identifikation mit Siegern und Verlierern verbunden. Freilich in durchaus unterschiedlichen Graden der Intensität und des zeitlichen und finanziellen Engagements: vom gelegentlichen Fernsehzuschauer bis zum frenetischen Fan reicht die Skala. In manchen Fällen kann die imaginative Einswerdung mit dem Idol oder dem Verein allen anderen partizipativen Identitäten an Relevanz weit überlegen sein.

Aber neben dieser Beteiligung durch Zuschauen wird eine direktere Totalinklusion¹⁷ der Bevölkerung in das Sportsystem zunehmend wichtig. Immer mehr Personen schauen nicht nur zu oder ergreifen Partei, sondern treiben auch selbst Sport. Sicherlich nicht, um ihn irgendwann als Beruf auszuüben oder eine Meisterschaft zu erringen, aber doch in intensiverer Weise, als es eine bloße Spielerei wäre. Sie schließen sich ans Sportsystem im eigentlichen Sinne an, wenn sie ihre körperlichen Aktivitäten einem auf permanente Steigerung bezogenen Leistungsschema unterwerfen. Das ›fortius, citius, altius‹ wird dann als Dauerperspektive der Lebensführung wirksam. So wie ich mich beim Essen oder Trinken, beim Feiern oder Arbeiten fragen kann, ob es meiner Gesundheit oder meinem Heil schadet, kann ich mich auch fragen oder mit anderen darüber kommunizieren, wie all dies meine sportliche Leistungsfähigkeit verändert. Der Rekordcode wird dann als Orientierung auch in Bereichen wirksam, die zunächst gar nichts mit Sport zu tun zu haben scheinen.

Die Liste der Parallelen zwischen dem Sport und anderen Subsystemen als Beispiel für Zentrum/Peripherie-Differenzierungen ließe sich beliebig fortsetzen. Auch hier gilt, dass die organisatorischen Zentralinstitutionen einerseits nicht lediglich an der für den Sport konstitutiven Leitdifferenz orientiert sind und dass andererseits sportliche ›Operationen‹ auch jenseits der Zentren, also an der Peripherie stattfinden, dass also die Zentren ›das Sportliche‹ nicht monopolisieren.

17 Zum systemtheoretischen Konzept von »Inklusion und Exklusion« siehe Luhmann (1995).

Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen Zentrum-Peripherie-Differenzen in verschiedenen Subsystemen

Wie bereits erwähnt, unterscheiden sich die Subsysteme erheblich in Bezug auf die Lösung der Form und der Bedeutung, in der in ihnen Zentrum und Peripherie ausgebildet sind und fungieren. Letztlich ist es die Funktion der Subsysteme selbst, die hier die Unterschiede erzwingt. Trotzdem gibt es einige Gemeinsamkeiten, die hier nur noch einmal resümierend erwähnt seien. Im Zentrum stehen immer Organisationen. Die Peripherie kann, muss aber nicht Organisation sein. Generell aber gilt, dass sich nur im Zentrum Hierarchien bilden müssen,

»[...] während die Peripherie zur Wahrung höherer Komplexität und Unkoordiniertheit segmentär differenziert bleiben kann: mehrere politische Parteien, mehrere Interessenorganisationen, mehrere Produktionsbereiche und Märkte« (Luhmann 2000a: 251).

Dass mit dieser Unterscheidung keinesfalls impliziert ist, dass das eine wichtiger ist als die andere, versteht sich von selbst. Die beiden Pole setzen sich wechselseitig voraus. Immerhin lässt sich vermuten, dass die Selbstthematisierungschancen des Zentrums in der Regel größer sind. Das Gleiche gilt auch für die Konzentration von Aufmerksamkeit. Trotzdem neigt gerade dort, wo die Abhängigkeit des Zentrums von der Peripherie groß ist, das Zentrum dazu, seine Selbstthematisierung so zu gestalten, als stehe es vor allem im Dienst der Peripherie.

Literatur

- Eisenstadt, Shmuel N. (1968). »Empires«. In: International Encyclopedia of the Social Sciences. New York: Macmillan and Free Press. S. 41-49.
- Giesen, Bernhard (1993). Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard (1999). Kollektive Identität. Die Intellektuellen und die Nation 2. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Giesen, Bernhard (Hg.) (1991). Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Hahn, Alois (1992). »Verstehen bei Dilthey und Luhmann«. In: *Annali di Sociologia/Sociologisches Jahrbuch* 8. Jg., Heft 1. S. 421-430.
- Hahn, Alois (1999). »Die Systemtheorie Wilhelm Diltheys«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 9. Jg., Heft 1. S. 5-24.

- Hahn, Alois (2001). »Schuld und Fehltritt, Geheimhaltung und Diskretion«. In: Moos, Peter von (Hg.): Der Fehltritt. Vergehen und Versehen in der Vormoderne. Köln: Böhlau. S. 177-202.
- Hahn, Alois/Eirmbter, Willy H./Jacob, Rüdiger (1999). »Expertenwissen und Laienwissen. Über Deutungsunterschiede bei Krankheitsvorstellungen«. In: Gerhards, Jürgen/Hitzler, Ronald (Hg.): Eigenwilligkeit und Rationalität sozialer Prozesse. Festschrift zum 65. Geburtstag von Friedhelm Neidhardt. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 68-96.
- Heinemann, Klaus (1969). Grundzüge der Soziologie des Geldes. Stuttgart: Enke.
- Heinemann, Klaus (1976). »Elemente einer Soziologie des Marktes«. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 28. Jg. S. 48-69.
- Heinemann, Klaus (1987). »Sportlehrer zwischen Arbeitslosigkeit und neuer Professionalisierung«. In: Haag, Herbert/Heinemann, Klaus (Hg.): Berufsfeld Sport. Texte zu Tätigkeitsfeldern Berufschancen. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.
- Heinemann, Klaus (1993). »Geld und Vertrauen«. In: Kintzelé, Jeff/Schneider, Peter (Hg.): Georg Simmels Philosophie des Geldes. Frankfurt/Main: Hain. S. 301-323.
- Lipset, Seymour Martin (1996). American Exceptionalism. A Double-Edged Sword. New York: Norton.
- Luhmann, Niklas (1971). »Die Weltgesellschaft«. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 51-71.
- Luhmann, Niklas (1984). Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1993). Das Recht der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1995). »Inklusion und Exklusion«. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 237-264.
- Luhmann, Niklas (1997). Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000a). Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2000b). Die Religion der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Neidhardt, Friedhelm (1983). »Gruppierungsprobleme sozialwissenschaftlicher Forschungsteams«. In: Ders.: Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien. Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 552-573.
- Schimank, Uwe (1996). Theorien gesellschaftlicher Differenzierung. Opladen: Leske & Budrich.

- Simon, Fritz B. (1995). *Die andere Seite der Gesundheit. Ansätze einer systemischen Krankheits- und Therapietheorie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme-Verlag.
- Stichweh, Rudolf (1994). »Soziologische Differenzierungstheorie als Theorie sozialen Wandels«. In: Miethke, Jürgen/Schreiner, Klaus (Hg.): *Sozialer Wandel im Mittelalter. Wahrnehmungsformen, Erklärungsmuster, Regulationsmechanismen*. Sigmaringen: Thorbecke. S. 29-43.
- Tenbruck, Friedrich H. (1986). *Geschichte und Gesellschaft*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Tyrell, Hartmann (2001). »Gesellschaftstypologie und Differenzierungsformen. Segmentierung und Stratifikation«. In: Bohn, Cornelia/Willems, Herbert (Hg.): *Sinngeneratoren. Fremd- und Selbstthematisierung in soziologisch-historischer Perspektive. Alois Hahn zum 60. Geburtstag*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz. S. 511-534.
- Wallerstein, Immanuel (1974). *The Modern World-System. Capitalist Agriculture and the Origins of the European World-Economy in the Sixteenth Century*. New York: Academic Press.
- Weber, Max (1956). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. Tübingen: Mohr.

